

BERICHTE UND BESPRECHUNGEN

RENATA CORNEJO, Das Dilemma des weiblichen Ich. Untersuchungen zur Prosa der 1980er Jahre von Elfriede Jelinek, Anna Mitgutsch und Elisabeth Reichart, Wien (Praesens Verlag) 2006, 245 S.

Die von der tschechischen Literaturwissenschaftlerin Renata Cornejo vorgelegte Untersuchung konzentriert sich auf ausgewählte Prosawerke von Elfriede Jelinek, Anna Mitgutsch und Elisabeth Reichart, genauer gesagt geht es in dem Buch vor allem um Jelineks ›Die Klavierspielerin‹, Mitgutschs ›Das andere Gesicht‹ und ›Züchtigung‹ sowie Reicharts ›Februarschatten‹ und ›Komm über den See‹. Die Auswahl versteht sich nicht als exemplarisch, exemplarisch ist eher die methodische Konstruktion von Cornejos Untersuchung. Deren theoretischer Rahmen wird durch die Frage vorgegeben, wie in den einzelnen Werken die postfeministischen Positionen von Hélène Cixous, Luce Irigaray und Julia Kristeva rezipiert werden.

Die rezeptionsgeschichtliche Ausrichtung der Untersuchung bedeutet nicht, dass der Weg einer empirischen historischen Rezeptionsanalyse beschritten würde, Cornejo will eher die annähernde Gleichzeitigkeit der Arbeiten der französischen Theoretikerinnen und der österreichischen Schriftstellerinnen zum Ausgangspunkt eines Blickwechsels in Richtung einer postfeministischen Lektüre der Werke von Jelinek, Mitgutsch und Reichart nehmen. Weniger relevant ist dabei die Frage, wie genau die drei österreichischen Schriftstellerinnen die Arbeiten des französischen Postfeminismus rezipiert haben, sondern wie die Theorie der französischen Theoretikerinnen die Aufmerksamkeit für charakteristische inhaltliche Modelle und literarische Verfahrensweisen schärfen kann – ohne dass dabei das Unterschiedliche, die literarische wie die ideologische Differenz dieser drei so verschiedenen österreichischen Schriftstellerinnen aus dem Blick verloren wird.

Das erkenntnisleitende Interesse bei Cornejo ist das „weibliche Ich“, soweit es als literarisches Konzept in den Texten selber zu rekonstruieren ist. Damit wird von Anfang an ein Analysemodell verteidigt, das nicht von einem vorgegebenen ‚Sein‘ der Frau ausgeht und sich auch reserviert verhält gegen alle Festschreibungen von Weiblichkeit. Cornejo fragt, im Sinne des französischen Postfeminismus, nicht nach *dem* weiblichen Ich, sondern nach der „Konstituierung des weiblichen Ich“, wie sie aus der Analyse literarischer Texte zu rekonstruieren ist. Auch und vor allem geht es dabei um eine Rekonstruktion des verdrängten Weiblichen, weil die Sprache der von ihr untersuchten Texte gerade diese Verdrängung festhält.

Die theoretischen Prämissen dieser Rekonstruktionsarbeit findet Cornejo in Irigarays Konzept der „Befreiung des ‚Weiblichen‘ aus dem ‚Imaginierten‘“, in Cixous’ „Suche nach der ‚Weiblichkeit‘ in der Schrift“ – besonders im Lesen der „Leerstellen im Text“, in denen Spuren der Verdrängung des Weiblichen zu finden sind – und in Kristevas Begriff der Sprache als Ort, an dem sich das Bewusste und Unbewusste überschneiden und „die gesellschaftliche Ordnung durch die Sprache praktiziert und zugleich unterminiert wird.“

Cornejos Lektüre der drei österreichischen Schriftstellerinnen legt den Akzent auf die Sprachgewinnung, die von der „Ortsbestimmung des Weiblichen als Sprachloses“ ausgeht. Sie sieht den Widerstand in der Überwindung dieser Sprachlosigkeit und im „Weg zur Subjektwerdung als Sprachbemächtigung“. So arbeitet sie etwa in Elisabeths Reicharts ›Februarschatten‹ und ›Komm über den See‹ die Thematisierungen der „Suche nach einer geeigneten Sprache“ heraus und sie findet die „Subjektwerdung des weiblichen Ich“ an die „Frage nach einer authentischen Sprache“ gebunden. Reichart setze der objektiv und subjektiv bedingten Sprachlosigkeit „die Erinnerungsbearbeitung entgegen, die das individuell und kollektiv Verdrängte“ freilege und so „in der Versprachlichung des Verdrängten eine Grundvoraussetzung für die Konstituierung des weiblichen Ich“ zeige. In exemplarischen Bildfeld-Analysen, etwa im Bild des „Moors“ und dem Gegenbild des „Sees“ in ›Komm über den See‹, in den Körperbildern, den physischen Symptomen als Ausdruck der Enteignung durch die Sprache, in der beschädigten Figurenrede – etwa der ‚verstümmelten‘ Sprache der Mutter (in ›Februarschatten‹) –, macht Cornejo die vielfältige narrative Verzweigung der Sprachproblematik als Problematik des weiblichen Ich bewusst. Dadurch wird nicht nur das Problemzentrum des Romans erhellt, sondern das Problem der Sprache in der Differenziertheit des Erzählens selber sichtbar gemacht, in der Vielfalt der Schrift, in der ästhetischen Komplexität der Texte.

Ähnlich wird Mitgutschs Poetik aus der Sprache ihres Prosawerks entwickelt. Cornejo zeigt, wie in ›Züchtigung‹ die Sprache als ein manipulativer Machtapparat durchschaubar wird und die Sprache des Romans diese ‚Züchtigung‘ als „Zurichtung des weiblichen Ich durch die Sprache“ festhält. Das weibliche Ich der Mutter löse sich „förmlich in der ‚Vatersprache‘ auf“, die Tochter werde so dem väterlichen Gesetz unterworfen, in der internalisierten Bibelsprache scheine das weit in die Vergangenheit zurück reichende patriarchalische System durch. In der Sprache liegt aber auch hier die List des Widerstands, wenn die Tochter „durch die ironische Brechung der eingefleischten Floskeln“, wie Cornejo die körperliche Gewalt der Sprache benennt, zu Distanzierung und Selbstreflexion findet und sich so die Voraussetzung der Befreiung zu sich selber und zu einer eigenen – authentischen – Sprache erschafft.

Die Qualität von Cornejos Textbeschreibungen liegt in der methodischen Klarheit, im transparenten Erkenntnisrahmen der Arbeit und der begrifflich exakten Sprache. Eine besondere Qualität dieser bewussten methodischen Konstruktion liegt meines Erachtens auch darin, dass sich die Verfasserin nicht um die Tageskritik der Rangfragen und unterschiedlichen Einschätzungen und Einordnungen der drei Autorinnen bekümmert, sondern unbestechlich die an den Textgestalt selber ablesbaren Konzepte studiert und deren Textur in ihrer jeweiligen sprachlich-ästhetischen Besonderheit bestimmt. So steht die Nobelpreisträgerin Elfriede Jelinek neben den anderen Autorinnen mit einer eben anderen literarischen Fassung des Grundkonflikts von Sprache und Schweigen. Bei Jelinek bekomme die satirische Montage im „Aufbegehren gegen die ‚kulturelle Ortlosigkeit‘ der Frau“ eine zentrale Rolle zugeschrieben. „Worüber man nicht sprechen kann, darüber muß man schreiben“, zitiert Cornejo Jelineks Konterfaktur von Ludwig Wittgensteins berühmtem Satz aus dem ›Tractatus‹, der sich bei ihr auf das stumm gemachte und ausgegrenzte Weibliche bezieht und der Text-Schrift jene Leistung überantwortet, die bei Reichart und Mitgutsch an der Entwicklung ihrer Zentralgestalten dargestellt wird.

Alle drei Autorinnen weisen in ihrem Selbstverständnis als schreibende Frauen ihrer Vorgängerin Ingeborg Bachmann (1926–1973) einen wichtigen Platz zu.

Cornejo kann bis in einzelne Werkstrukturen hinein zeigen, wie in der Beziehung auf das Werk und die Person Ingeborg Bachmanns Fragen der eigenen Autorschaft und der eigenen literarischen écriture thematisiert werden, und wie es in dieser selbstgewählten Genealogie des Schreibens um eine Selbstvergewisserung des eigenen zentralen Themas geht: das Ausbrechen

aus der vorgegebenen Stummheit und den Weg zu einer eigenen Sprache, denn die Frage des weiblichen Ich ist im Sinne Bachmanns – wie „alles“ – zuerst „eine Frage der Sprache“.

Hans Höller (Salzburg)

Wiederholen. Literarische Funktionen und Verfahren, hrsg. von ROGER LÜDEKE und INKA MÜLDER-BACH (= Münchener Universitätschriften/Münchener Komparatistische Studien, hrsg. von HENDRIK BIRUS und ERIKA GREBER; Band 7), Göttingen (Wallstein) 2006, 280 S.

In der „Vorbemerkung“ heben die Herausgeber des Sammelbandes, ROGER LÜDEKE und INKA MÜLDER-BACH, das „Integrationspotential“ hervor, das „der Begriff des „Wiederholens“ „birgt“. Damit qualifiziere er sich für „die Rolle eines Leitkonzepts, das ganz verschiedene kulturwissenschaftliche Forschungsparadigmen miteinander verbindet.“

Vor allem die zwei großen Aufsätze am Beginn des Sammelbandes, LUDWIG JÄGERS dreißig Seiten umfassende Studie über ›Strukturelle Paratisierung‹ und AAGE A. HANSEN-LÖVES fünfzigseitige Studie zu Jakobson, Kierkegaard und Freud, können den in der Vorbemerkung beanspruchten hohen theoretischen Anspruch des Sammelbandes einlösen. SAMUEL WEBERS kürzerer Beitrag – ›Gedanken zur Wiederholung‹ – thematisiert das „Leitkonzept“ des Bandes, indem er Kierkegaards „Wiederholung“ und Nietzsches „Wiederkunft des Gleichen“ in ihrer Beziehung zueinander darstellt, ohne aber in der philosophischen Textexegese ‚poetologisch-poetische‘ Fragestellungen zu entfalten. Die anderen Aufsätze sind nicht durchgehend mit dem Thema „Wiederholung“ verbunden. Ein ausführlicheres Vorwort hätte versuchen können, eine Logik der Auswahl und den Stellenwert der einzelnen Beiträge im Hinblick auf das Tagungsthema – „Theorie und Ästhetik der Wiederholung“ (2003) – zu bestimmen.

HENDRIK BIRUS' Exegese von Jacques Derridas ›Schibboleth – pour Paul Celan‹ scheint geradezu die Annäherung an eine „Theorie und Ästhetik der Wiederholung“ vermeiden zu wollen. Die Frage nach dem Verhältnis von Derridas Celan-Studie zur avancierten Celan-Forschung wird gar nicht erst gestellt, obwohl doch hier die Ansätze zu einer Poetik der Wiederholung zu finden und das „Integrationspotential“ des „Leitkonzepts“ darzustellen gewesen wäre. Die Behauptung, dass „Derridas Auslegungen von Celans Lyrik nicht die geringste Ähnlichkeit“ mit Roman Jakobsons methodischen Verfahren aufweisen, ist, denkt man nur an Jakobsons Zentralbegriffe von Ähnlichkeit und Parallelismus, unhaltbar. Das von Birus angeführte „Phänomen der über die bloße Polysemie hinausgehenden und semantisch nicht mehr einholbaren Dissemination“, wie es Derrida an Mallarmés ›Or‹ explizierte, korrespondiert doch mit Jakobsons Aufmerksamkeit für die sich verselbständigenden Ähnlichkeitsbeziehungen auf der Ebene der Signifikanten. Nach dem Beitrag zu Derrida und Celan folgt ein Beitrag zu Georg Hamanns ›Aestetica in nuce‹ von CAROL JACOBS. Eine beeindruckende philologische Demonstration der Inkommensurabilität dieses Textes, von der Gattungsfrage bis zur Schreibintention, aber die Frage der Wiederholung spielt dabei keine Rolle. Der Aufsatz CARINA DE JONGES über die „Darstellung der Judenverfolgung in Hermanns Kestens historischem Roman ›Ferdinand und Isabella‹ – ›Geschichte als Wiederholung‹ – versucht die „Wiederholungsstruktur“ in Kestens Werk mit der Historismuskritik in Walter Benjamins geschichtsphilosophischen Thesen zu verbinden. Geschichte, die in Kestens Romanen wie „eine aussichtslose ewige Wiederkehr des Gleichen“ erscheint, sei nur die Folie, auf der sich jene andere geschichtliche Erfahrung abzuheben habe, um die es in ›Ferdinand und Isabella‹ geht: sich im Augenblick der Gefahr selber in der bisherigen Geschichte zu erkennen, weil Geschichte „kein Besitz“ ist, sondern „erkämpft werden“ muss. Der folgende Beitrag von ANTJE